

wird dann beschrieben, wie die Schwestern leben. Dicht folgen die Kapitel, die die neue Arbeit mit Babys, mit Leprakranken schildern. Die Bildung der Gesellschaft der Brüder ist eine neue Station. Da Mutter Teresa 1960 die Genehmigung erhält, auch außerhalb von Kalkutta zu arbeiten, weitet sich der Bericht auf viele Länder, auf immer mehr Helfer aus.

Ein persönliches Kapitel bringt familiäre Daten: Mutter Teresa darf ihre sterbenskranke Mutter im albanischen Tirana nur besuchen, wenn sie von dort nicht mehr ausreist – sie verzichtet. Die letzten Kapitel schildern den atemberaubenden Wechsel vom Krankenhaus über willensstark durchgesetzte Reisen in alle Welt, um für Menschen präsent zu sein, und sie münden schließlich in die bewegende Berichterstattung über ihren letzten Tag auf dieser Erde im Jahr 1997.

Die Biographie spannt den Bogen vom kleinen Anfang zum weltweiten Werk, zum Netz der mächtigen Freunde. Es sind bedeutende Regierungschefs, auch Kommunisten, denen Mutter Teresa sagt: „Ich werde das Beten übernehmen, und du mußt den Rest tun.“ Sie erreicht Unfaßbares. 1948 begann Mutter Teresa im Stadtteil Motijhil von Kalkutta ihr Liebeswerk allein. Die Statistik von 2001 weist aus: Die Kongregation der Missionarinnen der Nächstenliebe hilft in 123 Ländern Kranken, Sterbenden, Armen. Ihr gehören mehr als 3000 Schwestern, über 400 Brüder, 2000 Missionsmitarbeiter, Hunderte medizinischer Mitarbeiter und in 60 Ländern Patres der Kongregation an, die in 169 Ausbildungseinrichtungen, 1369 Kliniken und 755 Konventen leben und arbeiten. Bereits 1984 hatten sie vier Millionen Leprakranke in ihren mobilen Stationen behandelt, sorgten in 102 Shishu Bhavans für mehr als 6000 Kleinkinder und seit 1985 in „Häusern der Liebe“ für viele Aidskranke. Mutter Teresas gnadenlose Ablehnung der Abtreibung ist zugleich Quelle ihres Einsatzes für ungewollte Kinder. Sie kennt in ihrer liebenden Zuwendung keine Grenzen der Religion, seien es Muslime, Hindus, ja Kommunisten, und sie spendet dem sterbenden Hindu seinen Ritus.

Ein Schatz in diesem Buch sind Mutter Teresas Gebete: „Leben ist Glückseligkeit...“,

„Jesu Licht soll entfacht werden...“, „Gott ist der Freund der Stille“ und andere. Schon derentwegen lohnt es, das Buch zu lesen. Störend wirken lediglich nicht wenige Übersetzungsschwächen.

Hanna-Renate Laurien

FEICHTLBAUER, Hubert: *Franz König*. Der Jahrhundert-Kardinal. Wien: Holzhausen 2003. 285 S. Gb. 29,-.

Am 13. März 2004 ist der langjährige Wiener Erzbischof Franz König verstorben; im August 2005 hätte er sein 100. Lebensjahr vollendet. Er war der letzte noch lebende, von Papst Johannes XXIII. (1958) kreierte Kardinal. Biographien und Bildbände über den gebürtigen Niederösterreicher gibt es eine ganze Reihe. In Erwartung seines 100. Geburtstages schien es dem bekannten österreichischen Publizisten Hubert Feichtlbauer, Mitbegründer des Kirchenvolks-Begehrens „Wir sind Kirche“, angezeigt (vgl. 85), ein weiteres Lebensbild über König vorzulegen, der 1952 Bischof-Koadjutor von St. Pölten wurde und von 1956 bis 1985 die Erzdiözese Wien leitete.

Mit Neuem kann diese Biographie, die durch ein Personeregister gut erschlossen ist (277–284), naturgemäß nicht aufwarten. In Erinnerung gebracht wird der schillernde Lebensweg eines zeitlebens Wissenshungrigen, der nach vieljähriger römischer Ausbildungszeit am Germanikum und an der Gregoriana zuerst Domkurat und Landkaplan mit magischer Anziehungskraft auf Jugendliche (Spitzname: „der King“, 26 u. ö.) im Visier der Gestapo war, später Gefangenenseelsorger und Lazarettpfarrer wurde und nach dem Krieg eine akademische Laufbahn als Religionswissenschaftler einschlug, bevor ihn die Bestellung zum Weihbischof erteilte. Auch als Erzbischof und Kardinal versiegten seine wissenschaftliche Ambitionen nicht.

Der polyglotte Kardinal war ein Brückenbauer, ein Versöhner, er ging auf Ausgegrenzte und Marginalisierte in Kirche und Gesellschaft zu. Ihm verdankt die Kirche weltweit viel, nicht nur in Österreich oder hinter dem Eisernen Vorhang. Erinnert wird, um nur einiges herauszugreifen, an seinen Einsatz auf dem Zweiten Vati-

kanum, auf das er Karl Rahner als theologischen „Beiwagenfahrer“ (67), wie der Autor dessen Beraterstätigkeit nennt, mitnahm; an das Treffen mit dem Ökumenischen Patriarchen in Konstantinopel 1961 als erster Kardinal seit dem Schisma 1054; an das Gespräch der Weltreligionen im Bombay 1964; an die Gründung des Vereins „Pro Oriente“; an seinen aufsehenerregenden Vortrag an der Al-Azhar-Universität in Kairo 1965 und seine Teheranreise 1968; an sein Eintreten für eine Rehabilitierung von Galileo Galilei.

Unumstritten war König nicht. Sein Zugehen auf die Gewerkschaften und die Aussöhnung mit der österreichischen Sozialdemokratie etwa brachten ihm die dümmliche Bezeichnung „der rote Kardinal“ ein (vgl. 100f.). Auch die „Mariatroster Erklärung“ vom September 1968, die Reaktion der Österreichischen Bischofskonferenz (unter Königs Vorsitz) auf die Enzyklika „Humanae Vitae“, wurde ihm später „angelaftet“, genauso wie seine Kontakte zu Freimaurern oder Naturwissenschaftler, die den Dialog mit der Kirche suchten, wenn auch nicht um den Preis der Wahrhaftigkeit.

Obwohl als erster Präsident des 1965 gegründeten vatikanischen Sekretariats für Nichtgläubende viel unterwegs, obwohl einer der Architekten der „Ostpolitik“ des Vatikans, vernachlässigte König seine Diözese nicht. Auch das behaupteten Kritiker, zu denen Hans Hermann Groër zählte, der mit über 50 Jahren aus dem Diözesanklerus ausschied, Benediktiner wurde und 1986 König als Erzbischof von Wien nachfolgte: Diese Ernennung habe „eine Wunde hinterlassen, die erst Jahre später in einer Privataussprache mit dem Papst im ungarischen Benediktinerkloster Pannonhalma geheilt worden ist“ (228). Gegen die vom Parlament beschlossene „Fristenlösung“ ging König auf die Straße. Er hielt sich an die von seinem Vorgänger (Kardinal Theodor Innitzer) im sogenannten „Mariazeller Manifest“ von 1952 („als großes Wendedokument hochstilisiert“: 47) beschlossene und vielfach mißverständene „Äqui-Distanz“ zu den politischen Parteien, war gleichwohl um den Abbau von politischen Feindbildern bemüht.

Feichtlbauer verteilt seine Sympathien eindeutig. Trotzdem hat er keine Hagiographie verfaßt.

Unkritisch ist seine Biographie keineswegs ausgefallen, denn „Mißerfolge“ Königs oder Konflikte (z.B. die Suspendierung Adolf Holl: 192ff.) werden ebenso wenig ausgespart wie rätselhaft Seiten, etwa seine Unterstützung für das Opus Dei (vgl. 113ff.). Einige Passagen sind wohl zu sehr aus der Perspektive der Turbulenzen der späten 80er und der 90er Jahre geschrieben. Sie enthalten zahlreiche, oft überflüssige Wertungen. Leider durchziehen eine ganze Reihe vermeidbarer Ungenauigkeiten das Buch, dessen flüssiger Stil ansonsten – abgesehen von manchen zu saloppen Formulierungen – angenehm auffällt. Einige Beispiele: „The Tablet“, von König seit 1929 abonniert (!), ist eine Wochen-, keine Tageszeitung (84); die „Umkehrung der Altäre“ erfolgte nicht während, sondern erst nach dem Konzil (72); Josef Stimpfle war nicht Bischof von Regensburg, sondern von Augsburg (163); Hans Maier war nicht Nachfolger Romano Guardinis, sondern Eugen Bisers (217) usw.

Nach seinem Rücktritt als Erzbischof – als welchen ihn Papst Johannes Paul II. erst mit 80 Jahren ziehen ließ – blieb König ein ebenso wacher wie interessierter „Zeitgenosse“, warnte etwa 1991 im Streitgespräch mit Kardinal Ratzinger vor einem überbordenden römischen Zentralismus (vgl. 215f.), setzte sich 1999 vehement für den gemäßregelten Jesuitentheologen Jacques Dupuis (191) ein. König ermutigte Zeitschriftenredaktionen, auch die „Stimmen der Zeit“, immer wieder zum freien Wort in der Kirche.

Der Abschnitt „Aus der Ära König lernen“ (253–265) mag auf den einen oder anderen Leser plakativ wirken, gehört jedoch zu den stärksten Teilen des Buchs: Er zeichnet ein interessantes Anforderungsprofil für einen Bischof von heute. – Etiketten werden keinem Menschen vollends gerecht, und Johann Baptist Metz wird diesbezüglich mit treffenden Worten zitiert: „Steinigt ihn nicht mit einem Denkmal! Dazu ist er viel zu groß!“ (253) Gleichwohl: Franz König war *der* „Pontifex austriacus“, und er verdient diesen Titel! Bis zu seinem Tod blieb er ein hellwacher Seelsorger. Selbst in seinem Testament zeigt sich das noch: „Mein Wunsch ist nur: an meinem Sarg die Osterkerze nicht zu vergessen.“ *Andreas R. Batlogg SJ*